Nr. 22. Sonntag, 30. Mai. Jahrgang 1909.

Pfingsten.

Durch Flur und Wald ein heimlich Raunen geht,
Ein innig-trautes, leises Preisgebet;
Voll Andacht ihm des Maien Kinder lauschen.
Blaublümlein beugen sich zur klaren Well'
Und mit dem sonnumflirrten, raschen Quell'
Sie wißbegierig Frag' und Antwort tauschen.

„O Quell, wir sind an diesen Ort gebannt,
Du aber wanderst durch das weite Land,
Vernimmst auf deinem Wege viel des neuen.
O deute uns das Tönen zart und lind,
Das durch die Lüfte trägt der Morgenwind,
Damit sich möge unser Herz erfreuen."

Und weiterhüpfend über Moos und Stein
Vertraut die Quelle es den Blümelein:
„Man feiert heut' des heil'gen Geistes Liebe.
Gott selber heute Wohnung bei uns nahm;
In's Erdental die sel'ge Kunde kam,
Daß er für alle Zeit bei uns verbliebe."

Vergißmeinnicht nun ihre Krönlein hold
Zum Himmel auf, in's lichte Sonnengold
Mit Zuversicht und stiller Wonne lenken.
Ein Lispeln dringt empor vom Quellensaum:
„Wer möchte nicht in dieses Lebens Traum
Des besten Trösters Liebe gern gedenken."

Münster i. W. Hermann Steinhausen.

Gertrud.

Novelle von Melati van Java.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

13.

Gertruds Schmerz dagegen nahm noch mehr zu nach seinem übereilten Vorgehen, mit einer Liebkosung, einem Kusse hätte er alles gut gemacht, sie schmachtete geradezu nach Versöhnung; wenn nötig, wollte sie ihm ja Verzeihung schenken, obwohl sie sich keiner Schuld bewußt war.

An diesem Mittage blieb sie in ihrem Zimmer, zu traurig, zu krank, zu entstellt, um sich draußen sehen zu lassen.

Marialvas kleidete sich an und nahm wie gewöhnlich in der Vorgalerie Platz, wo aber das hübsche Schaukelstühlchen seiner Frau leer blieb; er tat sein Bestes, um ruhig zu bleiben, als Besuch erschien. Es war der Sekretär Hovius mit seiner unbedeutenden Frau, die sich anmeldeten.

Natürlich wurde mit äußerster Teilnahme nach dem Befinden der gnädigen Frau gefragt. O so, hatte die Frau Major Kopfschmerzen, kein Wunder auch, sie war erst so kurze Zeit in Indien, daß sie sich nur schlecht an das Klima gewöhnen konnte, aber im übrigen war es außerordentlich, wie gut sie sich in die neuen Verhältnisse schickte. Da war zum Beispiel die Frau des vorigen Residenten gewesen, die fühlte sich hier tief, tief unglücklich.

Marialvas zog wieder seine Augenbrauen zusammen, er saß wie auf glühenden Kohlen da, es schien, als ob sich alles verschworen hätte, ihn in die äußerste Aufregung zu bringen; was bedeuteten doch alle diese ewigen Anspielungen, die Besprechung der Frage, ob sie sich hier gut oder schlecht gewöhnte? Vielleicht hatte Hovius keine Hintergedanken, als er dies sagte, vielleicht hatte er mit Frau Dolmer gesprochen und sich zu ihrer Anschauungsweise bekehrt.

Der Major antwortete nicht viel, und da er sonst auch nicht gerade wortreich war, fiel dieses Schweigen weiter keinem auf.

„Ja, Sie haben eine tüchtige Frau, Herr Major," fuhr der Sekretär fort, „daß mancher Sie beneidet."

„So," war die Antwort, die von einem Grinsen begleitet war, das, so gut es eben ging, ein Lächeln darstellen mußte.

„Wie haben Sie das liebe Frauchen nur bekommen? Ist es wahr, was Leutnant Bergmanns erzählt, daß er sie vor Ihnen umworben hat?"

„Was? Ich verstehe Sie nicht."

„Nun, Bergmanns, der sonst den Mund wohl ein bißchen voll nimmt, behauptet, daß sie ihre Zuneigung zuerst ihm zugewandt hätte, aber dann lernte er Sie kennen und begann für Ihre Heldentaten zu schwärmen und hat dann so schön geschwätzt, daß sie einzusehen begann, daß es besser wäre, einen ordengeschmückten Hauptmann zu begünstigen, als einen jungen Leutnant, — ein Beweis für seine Bescheidenheit und Selbsterkenntnis."

„Das ist nicht wahr!" klang es kurz und entschieden von Marialvas Lippen.

„Nun ja, das dachte ich wohl, Hubert ist an seiner ersten

Lüge nicht gestorben, er schwätzt mehr, als er verantworten kann; aber in dieser Sache könnte er doch vielleicht der Wahrheit nahe gekommen sein."

„Nein."

„Nun, mir ist das gleichgültig. Nicht, daß ich es so sonderbar finde; ich habe auch in den Augen vieler eine sonderbare Wahl getan . . ."

Plötzlich wandte Frau Hovius, die mit einem einfältigen Ausdruck immer vor sich hin gestarrt hatte, sich um und sagte scharf:

„Für mein Geld hast du mich geheiratet, ja gewiß. Toktok und anak Djawah †) passen nicht zusammen. Auch umgekehrt nicht. Herr Major, warum haben Sie eine Holländerin geheiratet, Sie hätten besser getan, ein Mädchen von hier zu nehmen."

„O, Frau, Frau, was übertreibst du wieder! Du scheinst fast zu meinen, Herr Major Marialvas wäre mit seinem Frauchen nicht vollkommen zufrieden?"

„Ich bin auch zufrieden mit dir, aber der Holländer ist bald der Indierin überdrüssig."

Marialvas wurde je länger je bleicher; er hatte ein Gefühl, als ob ihm aller Grund und Boden unter den Füßen wegglitte; war das eine Verschwörung, dieser allgemeine Zweifel an seinem Glück, an seiner Fähigkeit, Gertrud glücklich zu machen?

„Es wäre besser," antwortete er mit scharfer Betonung, „wenn man das vor der Heirat einsähe."

„Dann sind die Menschen närrisch," versicherte Frau Hovius philosophisch, „darf ich nun die gnädige Frau einmal sehen?"

„Sie schläft nun gerade," murmelte Marialvas in einem Tone, der deutlich genug verriet, daß es nur eine Ausrede war.

„Frau Marialvas hat doch keine Kopfschmerzen vor Kummer?" fragte Hovius mit einem boshaften Lächeln.

„Kummer, worüber?"

„Weil ihr treuer Ritter Stubenarrest hat . . . Ach, ich meine nichts besonderes damit, nichts anderes, als daß es der gnädigen Frau so still sein wird, daß sie es eintönig findet, und das wirkt auf die Nerven. Meine Frau hat keine Nerven, nur dann und wann Launen, dann muß unser Service es entgelten. Selbst unsere Kissen, nicht wahr, Weib? Vor kurzem, in einem Wutanfalle, schnitt sie ihre Kissen auf und ließ den Kapok nach allen Seiten hinausfliegen, das ganze Zimmer war voll davon, — meine und ihre Kleider, und ich weiß noch nicht sicher, ob von diesem verräterischen Zeug nichts mehr übriggeblieben ist.

Mit einem wütenden Blick sah Frau Hovius ihren Gatten an und schrie ihn an:

„Du weißt auch, warum ich das tue, aber ich erzähle nichts."

Marialvas zeigte übrigens auch wenig Lust, um in die Geheimnisse dieses Ehestreites einzudringen; ein unbestimmtes Bewußtsein, das schon lange in seiner Seele geschlummert hatte, wurde nur allmählich wach in ihm, diese Holländer erlaubten sich viel mehr ihm, einem Sinjo*), gegenüber, als sie sich gegenüber einem ihresgleichen erlauben würden, und das Bewußtsein, zu einer niedrigeren Rasse zu gehören, erwachte in ihm.

Bis jetzt hatte er niemals über Geringschätzung zu klagen gehabt; in der Schule war er oft als Morian, Schwarzkopf, Japanese ausgeschimpft worden, aber seine starken Fäuste hatten die Bengels bald zur Ruhe gebracht und ihnen etwas mehr Respekt vor ihm beigebracht.

Sehr gut erinnerte er sich noch, wie ein junger Taugenichts ihn wegen seiner kleinen Hände auslachte und herausfordernd rief:

„Orientalische Händchen tun nicht weh!"

„Das will ich dir zeigen," und der Junge mußte bald unter schmerzlichem Stöhnen bekennen, daß diese kleinen, zarten Fingerchen noch wegen etwas anderem bewundert zu werden verdienten.

Später beim Militär war Marialvas niemals jemand in den Weg getreten; ruhig und gemessen durchlief er alle Rangstufen, tat seine Pflicht und selbst mehr als seine Pflicht, ohne sich im geringsten aufzudrängen, nahm seine Orden dankbar, aber ohne Erregung in Empfang. Er fand vielleicht eine Anspornung darin, bei wiederkehrender Gelegenheit wieder dasselbe zu tun, doch er begriff nicht, wie andere darauf stolz sein konnten, wie sie damit renommierten, während er nichts langweiliger fand, als durch irgend etwas aufzufallen und die Aufmerksamkeit zu erregen. Am liebsten ging er ohne Ordensabzeichen im Knopfloche heraus und trug die Ehrenzeichen nur auf seiner Paradeuniform, wenn es Vorschrift war, freilich zur Enttäuschung und heimlichen Unzufriedenheit Gertruds.

Durch diese Bescheidenheit hatte Marialvas es wenigstens fertig gebracht, daß man ihm seine glänzende Laufbahn und seine große militärische Tüchtigkeit verzieh; er hatte immer wenige Neider gehabt, er merkte wenigstens nicht, daß er sie hatte und er vermochte auch nichts auf seinen Lebenslauf; man gönnte ihm von Herzen die ehrlich verdienten Auszeichnungen, so lange sie seine Person schmückten, aber als man sah, daß der Fechtmajor, so wurde er wohl einmal genannt, damit — denn womit sonst? — ein schönes, liebes holländisches Frauchen erobert hatte, da schien es, als ob man auf einmal alles in einem ganz anderen Lichte betrachtete. Nun hieß er der Sinjo, der eines solchen Schatzes nicht wert war, der Mohr, ja selbst der schwarze Neger; das Paar wurde der Gegenstand der Gespräche auf dem kleinen langweiligen Fort. Die Herren schwärmten für Frau Marialvas, die Damen fanden dies natürlich sehr unverständig und, da sie nichts in Gertrud zu tadeln fanden, rügten sie aufs schärfste ihren schlechten Geschmack in der Wahl eines Gatten.

Marialvas fühlte gleichsam instinktiv, daß er in seiner Umgebung nicht mehr so hoch angeschrieben stand wie früher; wäre er weniger bescheiden gewesen, dann würde er den wahren Grund gefunden und ihn dem Neid zugeschrieben haben, aber das kam ihm nicht in den Sinn.

Er dachte an keine Mißgunst, dafür stand er zu hoch, aber seine Farbe begann ihm lästig zu werden, er hätte weiß und schön sein wollen, nicht seiner selbst, sondern seiner Frau wegen, um ihr Ehre zu machen, um sie zu erheben, wünschte er selbst in jeder Beziehung vollkommen zu sein. Der Gedanke, daß sie einmal mit Geringschätzung nach ihm sehen und denken würde: „Warum ist er doch nur ein Sinjo?" machte ihn halb wahnsinnig, und er bedachte nicht, daß er zwar in Indien geboren war, aber den Schimpfnamen Sinjo nicht verdiente, daß seine Tapferkeit, seine Bildung, sein edles Herz ihn viel höher stellten, als die meisten seiner holländischen Waffenbrüder.

Hovius lächelte, als Marialvas, ohne ein Wort zu sagen, aufstand und einige Schritte in die Galerie tat.

„Sind alle so die Holländer?" brummte seine Frau.

„Ich hoffe, daß meine Frau morgen besser sein wird," sprach Marialvas nach einem äußersten Versuche, sich selbst mit Ruhe niederzusetzen.

„Es ist wenigstens nicht zu hoffen, daß sie, so lange Bergmanns' Arrest dauert, unwohl sein wird, das würde doppelt einsam und still für Sie sein."

„Herr Hovius," und stotternd entfielen die Worte seinen Lippen, „ich fordere Rechenschaft von Ihnen . . . Was meinen Sie . . . was haben die Kopfschmerzen meiner Frau mit dem Stubenarrest eines meiner Offiziere zu machen?"

„Hovius war durchaus kein Held; er war einmal im Begriff gewesen, sich zu duellieren, und die Erinnerung an die Angst, welche er damals ausgestanden hatte, machte jetzt noch, daß ihm der kalte Schweiß ausbrach. Es war denn auch keine Kleinigkeit, sein kostbares Leben in Gefahr zu bringen.

„Nehmen Sie Ihre Worte zurück!" drängte der Major. Seine Augen rollten, seine Hände waren geballt; der Tiger erwachte.

Professor Eberhard Schwickerath. Aachen.

†) Holländer und Indierin
*) Geborener Indier.

Professor Karl Panzner, Düsseldorf.

„Aber da ist doch nichts zurückzunehmen, Herr Major, nichts, nichts! Ich habe nicht im geringsten eine böse Absicht gehabt, wahrhaftig nicht. Ist es denn zu verwundern, daß Ihre Frau Kopfschmerzen hat und daß sie es nicht angenehm findet, wenn ihr Mann sich genötigt sieht, ihren Vetter zu bestrafen? Wie können Sie doch Böses aus einer unschuldigen Bemerkung saugen und mich so anreden in Ihrem Hause, das ich freundschaftlich betrete, so etwas bin ich nicht gewohnt!"

Marialvas fand seine Besinnung wieder, er fühlte, daß er sich lächerlich gemacht hatte und dieses Bewußtsein erhöhte noch die unangenehmen Empfindungen, die seine Seele erfüllten.

Frau Hovius sah den beiden mit einem dummen Lachen zu, aber mischte sich nicht in den Streit.

„Nehmen Sie es mir nicht übel," sagte Marialvas, nach Luft schnappend, „daß ich mehr hinter Ihren Worten suchte, als Sie offenbar hineinlegen wollten; nun Sie mir das Gegenteil versichern, bin ich zufrieden, aber Sie begreifen — es ist eine sehr peinliche Sache!"

„Durchaus nicht, ich begreife diese plötzliche Erregung nicht; vielleicht haben Sie Gründe dazu, welche Sie mir lieber nicht erzählen; aber oberflächlich betrachtet, muß ich sagen, daß Sie mich nichts weniger als angenehm in Gegenwart meiner Frau behandeln."

Hovius bekam mehr Mut, als er sah, daß der Major gleich wieder so nachgiebig war; Marialvas hatte viel auf dem Herzen, aber gerade darum konnte er nichts davon äußern.

„Nun ja," fuhr der andere fort, „Sie sind unangenehm gestimmt, weil das Frauchen unwohl ist. Ich bin dies niemals gewesen, wenn auch mein Minchen drei Monate ununterbrochen krank wäre —"

Minchen warf ihm wieder einen grimmigen Blick zu, worin deutlich ein „Warte nur bis gleich" zu lesen war und der begründete Angst vor dem Wohlergehen der Kissen entstehen ließ.

„. . . Aber Minchen ist auch nicht Frau Marialvas, wenn sie auch sehr viel Gutes hat — ich verzeihe Ihnen deshalb den Ausfall. Wir haben einander verkehrt verstanden. Lassen Sie nur ein Glas Bier kommen, um auf das Verschwinden unseres Mißverständnisses zu trinken."

Marialvas sah ein, daß er nichts Besseres tun konnte, als auch fernerhin Ruhe vorzuwenden und so viel wie möglich über gleichgültige Dinge zu sprechen, aber auch der schlechteste Beobachter hätte deutlich sehen können, wie weit seine Gedanken vom Gespräche waren.

Kurz danach stand das ungleiche Ehepaar auf und wünschte Frau Marialvas aufs herzlichste Besserung.

„Ohne Hintergedanken." So drückte Hovius dem Major beim Abschiednehmen die Hand; Marialvas antwortete nichts und begleitete ihn bis an die Straße; zusammen gingen Mann und Frau einige Schritte nebeneinander dahin, dann wandte der Sekretär sich allein nach links ab. Dieser Weg führte nach dem Klub.

Riet sein schlechtes Gewissen ihm, ein Tete-a-tete mit seinem beleidigten Minchen zu vermeiden, der aber hatte er solche Eile, seinen Bekannten und Freunden am „Schwätztische" zu erzählen, daß Frau Marialvas krank wäre vor Kummer wegen des Stubenarrestes ihres Vetters?

14.

Beim Abendessen erschien Gertrud, noch bleich und mit rotgeweinten Augen; doch sie saß ihrem Manne gegenüber in tief traurigem Gemütszustande und der schmerzlichsten Unsicherheit.

Wer kennt nicht diese Augenblicke voll schmerzlicher Spannung, wenn wir wissen, daß von uns ein Wort verlangt wird, ohne daß wir erraten können, wie dieses Wort lauten muß; wenn wir gerunzelte Augenbrauen, zusammengepreßte Lippen sehen, die auf eine Tat oder ein Wort von uns warten, um einen anderen Ausdruck anzunehmen, oder um Zornesstrahlen zu schießen, oder bittere Vorwürfe auszusprechen?

Es ist, als ob wir vor einer geschlossenen Tür stehen, hinter der ein mächtiger Brand wütet; öffnen wir sie, dann bahnt das Feuer sich unmittelbar einen Weg zu uns; zaudern wir, dann bricht das Holz durch die Flammen zusammen und wir sind doch verloren.

So etwas war es, was jetzt Gertrud fühlte; ihr Groll gegen Marialvas bestand nicht mehr, sie dürstete danach, an seiner Brust von neuem in Tränen auszubrechen, aber mit der Gewißheit, daß er sie dann wegküssen würde.

Generalmusikdirektor Fritz Steinbach, Köln am Rhein.

Generaloberst von der Goltz.

Doch wenn sie liebkosend den Arm um seinen Hals schlang, würde er sicher wie an diesem Morgen die Umarmung abwehren, auf die Gefahr hin, ihr weh zu tun; wenn sie etwas sprach, konnte er nicht anders, als rauh antworten, und so groß war ihr Vergehen doch nicht!

„Nein, ich bin seine Frau und nicht seine Sklavin; ich habe nichts zu sagen, an ihm ist es, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun."

Und auf seinen Lippen brannte die Frage:

„Sage mir die Wahrheit, Gertrud, trauerst du so um Huberts Abwesenheit?"

Aber warum sollte er diese Frage stellen! Wußte er es denn nicht zur Genüge? Jeder sagte es ja und ihre Handlungsweise bestätigte dieses Urteil; es schien nur allzu wahr, sie war seine Frau und schätzte einen anderen höher als ihn.

Mahmud Schefket Pascha.

Kein Wunder, er war ihr Landsmann, ihre Farbe, ihr Vaterland war das seine. Warum hatte sie ihn denn geheiratet? Vielleicht weil Hubert damals noch keine Lebensstellung hatte, weil sie sich langweilte, weil . . . ja vielleicht, weil sie sich mehr von ihm vorgestellt hatte, von ihm, dem Helden, der im täglichen Leben nichts weniger als ein Held war: gerade diese Bescheidenheit, dieses geringe Selbstbewußtsein, das Marialvas kennzeichnete und das mancher Sittenmeister als die höchste Tugend bezeichnen würde, machte ihn klein in seinen Augen und darum auch, wenigstens nach seiner Meinung, in denjenigen Gertruds.

Und doch verbitterte es ihm außerordentlich, es machte sein Blut in ohnmächtiger Wut kochen; und das Mißverständnis wucherte weiter auf beiden Seiten.

„So böse sein, allein, weil ich für meinen Vetter die Freiheit erbeten habe!" dachte Gertrud.

„So zu weinen, als ob ich nicht ihr Mann wäre, oder als ob es niemanden auf der Welt gäbe, als diesen Vetter, diesen Milchbart, diesen leichtsinnigen Bengel. Sie hat recht, ich bin nur wert, ihr schwarzer Diener zu sein, nichts anderes."

Der neue Sultan der Türkei.

Weder der Major noch Gertrud aß viel, aber der Major trank das eine Glas Wasser nach dem anderen aus; es schien, als ob das Wasser dieselbe Wirkung auf ihn hätte, wie auf andere alkoholische Getränke.

Endlich konnte Gertrud es nicht länger mehr aushalten.

„Habe ich denn einen so schweren Fehler begangen, Marialvas?" fragte sie, „daß du so böse bist?"

„Ich böse? Sage lieber, daß . . . . daß . . . aber ich will nicht zuviel davon sagen, es ist eine Schande; ich hätte es niemals von dir gedacht.

„Aber Mann! Kennen wir einander denn so schlecht? „Mußt du es mir so übel nehmen, ich kann doch nicht dafür, daß . . . ."

„Nicht dafür? Es ist gut, dann kann ich auch nicht dafür.

Er dachte, sie spräche von ihrer Traurigkeit über Hubert; sie aber wollte sagen: „Ich kann doch nicht dafür, daß du dich wegen einer Kleinigkeit so böse machst."

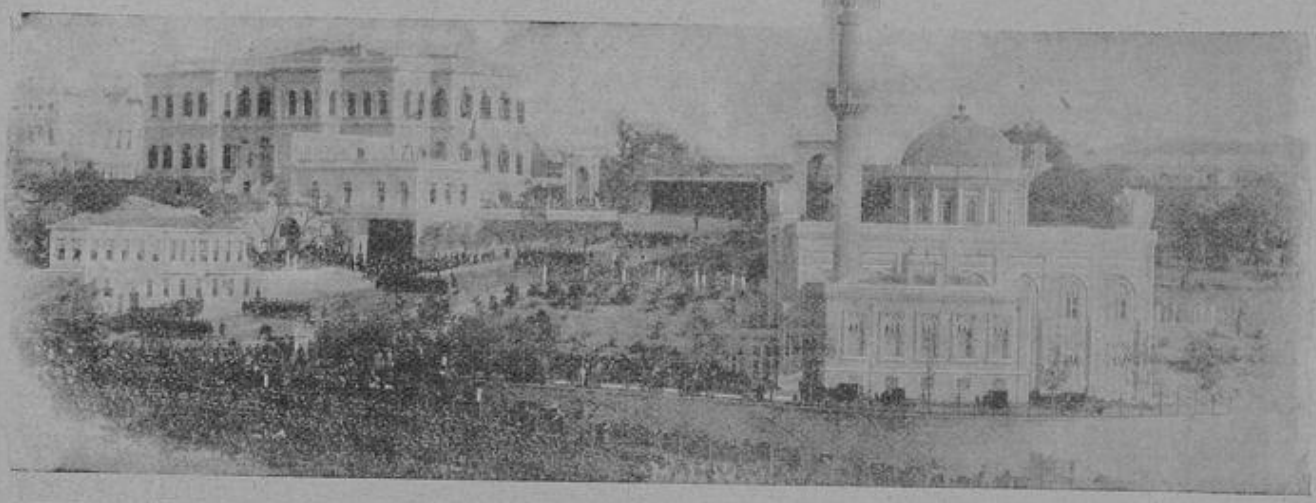
Wenn Marialvas heftig erregt war, dann konnte er seinen Gefühlen keine Worte verleihen; er suchte nach Worten, aber fand sie nicht; in der Unmöglichkeit, Gertrud etwas zu sagen, von dem vielen, das durch seinen Kopf ging, verließ er die Galerie und ging im Garten auf und ab, in der Hoffnung, etwas Ruhe zu finden; aber die Ruhe kam nicht— im Gegenteil, es wurde noch schlimmer.

Es klang ihm plötzlich wieder in den Ohren, was ihr Vater ihm beim Abschiednehmen gesagt hatte:

„Sie hat ihren Vater betrogen, geben Sie acht, daß sie nicht auch Sie noch einmal betrügt."

Sollte sie unwahr sein, dieses zarte, liebe Geschöpf, an dem er nun mehr als je mit abgöttischer Liebe hing, hatte sie denn gelogen, als sie ihm ihre Liebe gestand, sollte Bergmans die Wahrheit gesprochen haben; hatten sie einander einmal lieb gehabt?"

„Könnte er doch nur einmal nach diesem allem fragen?"



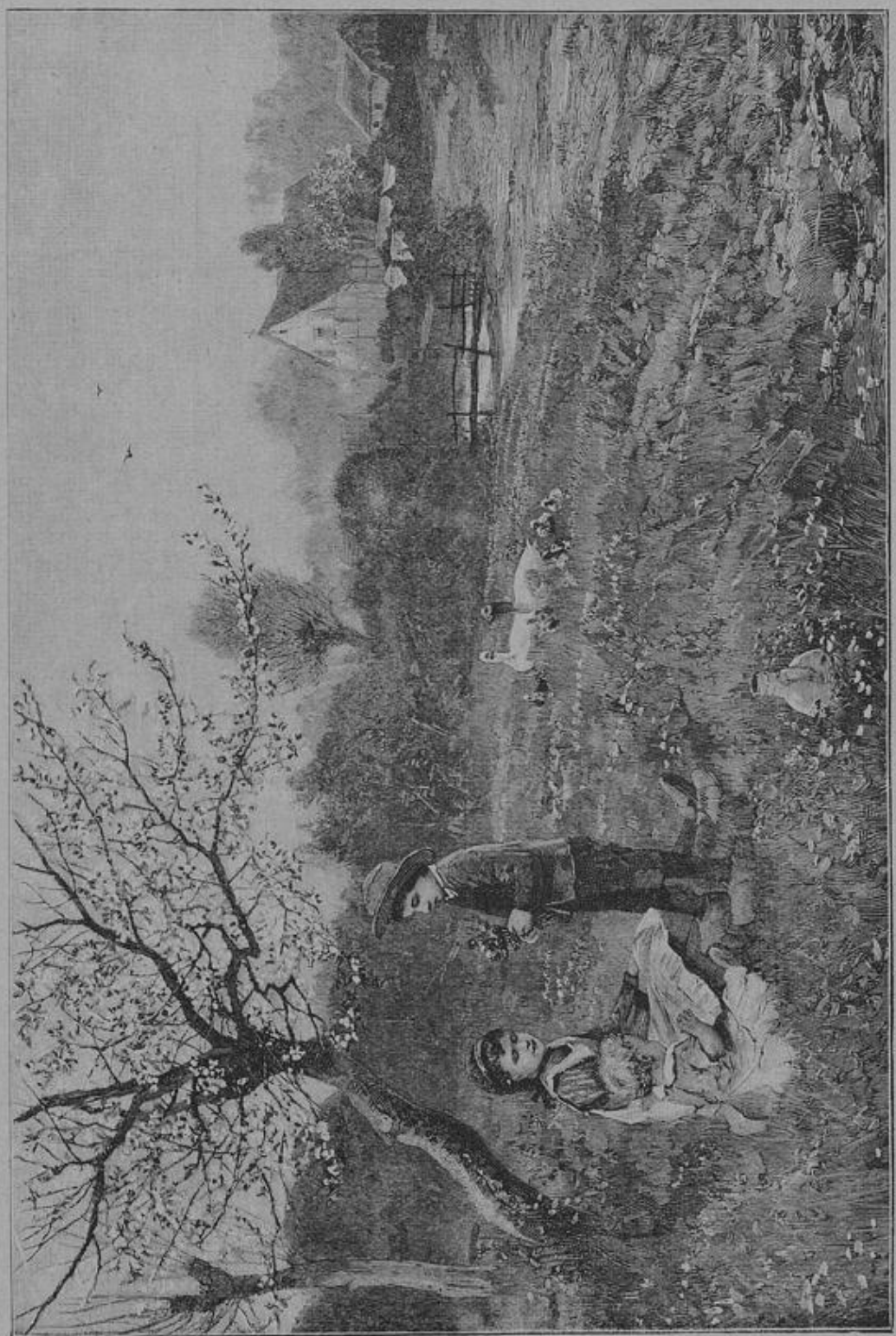
Der Yildis-Kiosk, die Residenz des Sultans in Konstantinopel. Rechts vom Palast die Moschee, in der alle Freitags der Selamlik stattfindet, das ist der Gottesdienst, den der Sultan als Kalif abhält.

„Sie hat ihren Vater betrogen," klang es ihm in den Ohren.

Ja, sie hatte geheuchelt vor dem alten Manne; Monate lang hatte sie ihre Verlobung verborgen gehalten und auch ihn zur strengsten Geheimhaltung veranlaßt; es lag ein Zug in ihrem Charakter, eine Hinneigung zur Geheimniskrämerei in ihren unschuldigsten Handlungen.

Gewalt, aber er verwarf ihn sofort wieder als seiner unwürdig. Wenn er handelte, dann sollte es auch in Aufrichtigkeit, gerade heraus sein, wie ein echter Soldat; seine aufrichtige ritterliche Seele haßte alle Umwege; er kannte nur einen Weg, den geraden, der sofort auf das Ziel losgeht.

Wie sauste es in seinem Kopfe, wie brannte und klopfte es in seinem Herzen! Nein, es half nichts, wenn er auch mit



Die Blütezeit. Von Adolf Lins.

Vielleicht war dies der geringen Sympathie zuzuschreiben, die zwischen ihr und ihrem Vater bestand, ihrer Furcht, von ihm nicht verstanden oder gar verspottet zu werden; aber nun war sie weit von ihrem Vater entfernt, und gestern hatte sie heimlich ein Brieschen empfangen und gelesen; kurz zuvor war Sidin mit einer Botschaft weggeschickt worden.

Der Gedanke, den Jungen auszufragen, erfaßte ihn mit

seiner Frau sprach. Wie konnte er in ihr Gefühl für Hubert Veränderung bringen! Nirgendwo sah er einen Ausweg, er konnte Bergmans versetzen lassen, aber was half dies noch; dann würde sie tief unglücklich werden, denn ihr Glück hing nicht von ihm allein ab. Wie hatte er das nur einmal denken können! Sie, die Schöne, und er, das Tier! Was taten sie nebeneinander!

Fortsetzung folgt.

Rita Moorland.

Von Hans Gisbert.

(Nachdruck verboten.)

Rita Moorland war keine glückliche Frau; sie war nicht einmal eine glückliche Braut gewesen. Weltfremd und weltfern im stillen Kloster unter frommen Klosterfrauen aufgewachsen, kam sie mit siebzehn Jahren ins Haus der stolzen, zielbewußten Tante, die in stark ausgepräztem Familiensinn die Erziehung des mittellosen, gänzlich verwaisten Kindes übernommen hatte, ohne sich mehr als unbedingt nötig, um es zu kümmern, ohne dem darbenden Kinderherzen ein liebevolles Wort, eine wärmere Anteilnahme zu zeigen. Sie hatte es in der ersten Erziehungsanstalt des Landes untergebracht, wo es eine gute Bildung erhalten und gute Connaissancen machen würde; später würde sie es elegant kleiden, in die erste Gesellschaft führen und bald gut verheiraten.

Das Programm hielt sie auch aufrecht, als sie das junge Mädchen in ihr Haus brachte; nur, daß ihr kühles Herz vor dem sanften, liebevollen Benehmen der blonden Klosterschülerin schmolz, daß ihr Auge sich nicht satt sehen konnte an den wunderschönen Formen des zarten Gesichtchens, das an Eigenart alles übertraf, was sie je gesehen, daß sie überrascht war von der ungezwungenen Grazie ihres Benehmens, dem selbst die Verlegenheit einen neuen Zauber verlieh, ohne das Linkische anderer junger Mädchen, daß sie gerührt war von der dankbaren Liebe und Bewunderung, die die Nichte ihr so offen entgegenbrachte. Zum ersten Male in ihrem Leben empfand sie eine warme Zuneigung für ein Mitgeschöpf, bewunderte sie neidlos die Schönheit. Ihre wärmere Empfindung äußerte sich ihrem hochfahrenden stolzen Sinn entsprechend in hochfliegenden Plänen für die Zukunft ihres Protegees. Das junge Mädchen wurde mit der raffiniertesten Eleganz gekleidet, mit Schmuckstücken und Geschenken überschüttet, Gesellschaften wurden gegeben und mitgemacht, vornehme Verbindungen ausgekramt, locker gewordene Fäden wieder fester geknüpft, alles in Hinblick auf Ritas Zukunft. Insofern hatte das Programm eine Aenderung erfahren als eine gute Heirat Tante Amaliens Plänen nicht mehr genügte. Rita mit ihrer ungezwungenen Vornehmheit, ihrer berückenden Schönheit, ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit mußte unbedingt eine glänzende Partie machen.

Zuerst fühlte das junge Mädchen, an das ruhige Klosterleben gewöhnt, das rauschende Treiben der Welt als verwirrend und bedrückend, empfand unter den vielen lebhaften Menschen mit ihren vielen kleinlichen Interessen, mit ihrer Medisance und Vergnügungssucht, mit ihrer Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung eine innerliche Leere und Vereinsamung, die ein Gefühl von Heimweh nach jenen sanften Frauen wachrief, die ihre Kindheit so liebevoll beschützt hatten. Aber Tante Amaliens starke Hand wußte sie so sicher durch die hochgehenden Wogen der Geselligkeit zu steuern, daß sie bald den ersten Platz unter den jungen Mädchen einnahm, trotz ihrer Schüchternheit und Bescheidenheit. Ihre sanfte, mädchenhafte Schönheit, die durch den auffallenden Gegensatz der märchenhaften dunkelen Augen mit den feingezeichneten, fast schwarzen Brauen zu dem schimmernden Blondhaar und der schneeigen Haut einen pikanten Beigeschmack hatte, hatte eine wirkungsvolle Folie an dem Reichtum und der gesellschaftlichen Stellung ihrer Verwandten. Diese lockte die Bewerber an, jene fesselte und bezauberte sie. Rita in ihrer gänzlichen Unbefangenheit erfreute sich an jeder dargebrachten Huldigung, war dankbar für jeden Beweis von Freundschaft und Liebe. Harmlos erfreute sie sich der schönen, heiteren Tage, um so harmloser als ihr Herz noch nicht gesprochen hatte. Gleichmütig fügte sie sich dem Urteilsspruch der Tante, die einen Bewerber nach dem anderen abwies; nur als Baron Moorland, einer der reichsten Grundbesitzer der Gegend, von Ritas Schönheit und Liebreiz hingerissen schien, änderte diese ihre Taktik. Sie wurde nicht müde, Moorlands vornehme Gesinnung, seine edeln Charaktereigenschaften, seine Ritterlichkeit und Herzensgüte zu preisen, bis Rita in heimlicher Bewunderung zu dem stillen ernsten Mann emporsah, dessen brennende Blicke sie oft im Tanzgewühl verfolgten. Und als er durch die Tante um ihre Hand werben ließ, fügte sie sich wieder widerstandslos deren Entscheidung. War nicht eine frühe Verlobung, die Sehnsucht aller der Mädchenherzen, die mit ihr im Kloster von künftigem Glück geträumt hatten? Und setzte Moorland nicht seiner Ritterlichkeit die Krone auf, daß er um sie, die mittellose, unbedeutende Waise warb, während ihm die ersten Häuser des Landes offen standen? Wenig ahnte Rita, welchen Reiz ihre junge, lebensvolle Schönheit auf den verschlossenen, kränklichen Mann ausübte; nur schauerte sie als Braut vor seinen Liebkosungen zurück, errötete unter den bewundernden Blicken, womit er ihre Gestalt, ihr feingemeißeltes Antlitz mit den verträumten Augen und dem blühenden Munde umfing. Nur machte sich langsam eine dumpfe Enttäuschung in ihrer Seele geltend; ihr Herz blieb so leer trotz seiner glühenden Liebesbeteuerungen. Die Tante munterte sie auf; wenn sie erst verheiratet sein würden, fände sie sich schon zurecht.

Als sie verheiratet waren und die Enttäuschung sich in Verzweiflung verwandelte, erkannte Rita, woran der Mangel in ihrer Ehe lag, daß es an ihr selbst, an ihrem Herzen, an der Liebe gebrach, die sie ihrem Gatten vor dem Altar zugeschworen. Seine leidenschaftlichen Liebkosungen erfüllten sie mit Abscheu, mit Furcht; aber demütig und pflichtgetreu litt sie, um die Schuld abzubüßen, die sie in kindlicher Unerfahrenheit auf sich geladen. Allmählich gewöhnte sie sich auch in die Verhältnisse und wußte der Freundschaft und Dankbarkeit den Platz in ihrem Herzen einzuräumen, der der Liebe gebührt hätte. Moorland hätte sie am liebsten auf Händen getragen, ihr jeden Wunsch an den Augen abgelesen, ihr, die soviel Sonne auf seinen Lebensweg warf. Ihre Zurückhaltung glaubte er in ihrem Charakter begründet; er ahnte nicht, daß sie sich nach ihren Mädchentagen zurücksehnte, jenen Tagen, da die Rätsel des Lebens ihr noch durch geheimnisvolle Schleier verhüllt gewesen. Aber als sie Mutter geworden war, als sich die verhaltene Zärtlichkeit ihres Wesens in leidenschaftlichen Liebkosungen des schutzlosen Geschöpfchens äußerte, das ihr eigen Fleisch und Blut war, trat ihr gegenseitiges Verhältnis in eine andere Phase. Moorland, der sich in der ersten Zeit ihrer Ehe mit ihrer ruhigen Freundlichkeit begnügt hatte, begann sich nach den Zärtlichkeiten zu sehnen, die sie in seligem Mutterglück dem Kinde zuteil werden ließ; er war eifersüchtig auf das Kind. Dazu kam, daß er mehr und mehr kränkelte; seine Stimmung wurde ungleichmäßiger; je mehr sie sich mit ihrem Schicksal auszusöhnen begann, desto unzufriedener, launischer wurde er. Auch die Geburt des zweiten Kindes verbesserte ihr Verhältnis nicht. Wohl suchte Rita ihn nach Möglichkeit zu verstehen; sie zeigte die größte Rücksicht für sein Leiden, die größte Teilnahme für sein Befinden, aber das demütigte, reizte ihn fast noch mehr. Während sie auf dem besten Wege war, ihn als den Vater ihrer Kinder wirklich zu lieben, entfernte er sie durch seine Anfälle von übler Laune, durch Ungerechtigkeit und Mißtrauen immer mehr von sich. An manchen Tagen konnte er die beiden süßen, kleinen Mädchen, die sie soviel beanspruchten, nicht vor Augen sehen; er war hart und lieblos gegen sie, ohne daß Rita damals geahnt hätte, daß Eifersucht die Ursache seiner Verstimmung, seiner Gereiztheit war.

Da traf sie ein furchtbarer Schicksalsschlag. Das Aelteste der beiden Mädchen, das das dunkle Kolorit und die Augen des Vaters geerbt hatte, erkrankte in den Weihnachtstagen. Sorglos schrieb Rita dies den vielen Süßigkeiten, die das kleine Leckermäulchen genascht hatte, zu, und schickte erst, als ihre Hausmittelchen nichts halfen, zum Arzt. Zu spät! Alle Hilfe, alle Mittel, das entfliehende Leben zurückzuhalten, nutzten nichts mehr; schwächer und schwächer wurde der Puls; man telegraphierte an eine Autorität nach der Universität. Vergebens! Es war nur der Tod des Kindes festzustellen.

Rita war außer sich; sie tobte gegen sich selbst, die durch ihre Nachlässigkeit das Entsetzliche verschuldet habe, obschon der Arzt ihr bewies, daß die Krankheit, wie sie aufgetreten, von vornherein eine Rettung unmöglich gemacht habe. Ruhiger geworden, blieb eine tiefe Trauer, eine matte Schwermut in ihr zurück. Die kleine Gerta, ihr eigenes Ebenbild, war die einzige, die sie aus ihrer Apathie aufwecken konnte; als ihr erster, wilder Schmerz nachgelassen, widmete sie sich nur mehr ihres kleinen Lieblings Pflege; sie konnte keinen Augenblick ohne sie sein, nicht schlafen, wenn sie sie nicht selbst gebettet hätte, gleich als ahnte sie das Entsetzliche, was kommen sollte. — Auch das zweite Kind wurde ihr durch den Tod jäh und plötzlich entrissen! Wieder war es um die Weihnachtszeit, wieder hatte das Haus sich mit Allem gefüllt, was zärtliche Liebe ersinnen kann, zu erfreuen und zu beglücken, da zog der Engel mit der Sichel in das reiche Haus und brach die zarte, junge Blume.

Diesmal hatte niemand sich Vorwürfe zu machen; man hatte sofort den Arzt gerufen, als das fieberheiße Köpfchen Besorgnis erregte; alles war geschehen, was menschliche Sorge und menschliche Hilfe zu leisten vermag. Rita hatte

sich nicht genugtun können in nimmermüder Liebe und hingebender Pflege; sie hatte keine Nahrung zu sich genommen, war nicht von dem Krankenbette gewichen, sondern hatte der Kleinen gewartet mit stockendem Herzschlag und brennenden Augen, bis ihr Gatte sie fast mit Gewalt gezwungen hatte, sich für einige Augenblicke auf der Chaiselongue wenigstens auszuruhen. Da, gerade da, hatte sie mit grausamer Deutlichkeit vernommen, wie die Autorität zu dem behandelnden Arzte sagte: „Ich teile ganz Ihre Ansicht; es ist genau wie bei dem anderen Kinde. Es ist ein von vornherein verlorener Fall; das kranke Blut des Vaters! Ich fürchte nur für die junge Frau!"

Man konnte auch für sie fürchten, sowohl jetzt in ihrer wahnsinnigen Angst, die sie wie eine Löwin, eine Tigerin auf die Herren losstürzen, und sie um den Sinn ihrer Worte befragen ließ, wie auch später, als sie kalt, steinern, wortlos vor der kleinen Leiche saß. Oder wenn sie das starre, leblose Körperchen vor den halbgeschmückten Weihnachtsbaum schleppte und ihm von den Herrlichkeiten vorerzählte, die Christkindchen bringen würde. Nur, wenn ihr Mann zu ihr trat, sie zu trösten, konnte ein Ausdruck von Haß in den fast erloschenen Augen aufglimmen, daß man sich entsetzte . . . .

Man fürchtete für ihren Verstand, für ihr Leben. . . .

Tante Amalie, die Egoistin eines halben Jahrhunderts, ließ Behaglichkeit und Wohlleben im Stich, um das verzweifelte Weh ihres Lieblings, das ihr selbst fast das Herz brach, lindern zu helfen, obwohl diese ihr im bittern Schmerze die entsetzlichsten Vorwürfe über ihr verfehltes Leben entgegenschleuderte. Sie reiste mit ihr von Ort zu Ort, von Arzt zu Arzt, die Melancholie zu heben, die auf die tobsuchtähnlichen Anfälle gefolgt war. Angenehme Eindrücke und Luftveränderung wurde überall empfohlen. So reiste man von Bad zu Bad, bis fast ein Jahr vorübergegangen war. Da endlich an der Riviera, unter den kräftigenden Einflüssen der Seeluft, unter einem herrlichen, südlichen Himmel, begann die Schwermut langsam zurückzuweichen; es kam wieder Leben in die starren, schwarzen Augen der schönen Deutschen, die überall Aufsehen erregte. Nach einem weiteren Monat wagte man, ein Wiedersehen der Gatten herbeizuführen. Ritas Herz wurde weich beim Anblick ihres Gatten; bleich, hager, fast noch größer aussehend als sonst, mit eingefallenen Wangen, mit nach Liebe darbenden Augen stand er ihr gegenüber. Weinend sank sie in seine Arme. Wer war sie, daß sie richten wollte? Trug er nicht selbst schwer daran, daß er krank war, unheilbar krank; hatte nicht auch er seine Kinder verloren?

Eine kurze Weile hielt es Tante Amalie noch bei den Wiedervereinten aus; dann zog es sie mächtig nach den häuslichen Bequemlichkeiten, während Moorland seine Frau weiter nach dem sonnigen Italien führte. Die milde Luft tat seinen kranken Lungen wohl, die eingefallenen Wangen füllten sich, die eingesunkenen Augen bekamen wieder Leben. Auch Rita blühte auf und ihr Geist genas vollends unter dem Eindrucke all des Schönen, das Kunst und Natur boten. Auf der Flucht vor dem Winter, der sich selbst in Italien bemerkbar machte, schifften sie sich über das Mittelmeer ein nach Tunis und Algier, selbst bis Marokko. Tanger war Ritas ganzes Entzücken, die herrliche, eigenartige Natur, die fremden Völkerstämme in ihren originellen Trachten, die lohnenden Ausflüge am Meere entlang oft zu Pferde, das ganze internationale Leben und Treiben, alles fesselte und beschäftigte sie und ließ die traurigen Erlebnisse der Vergangenheit zurücktreten.

Der Frühling stand schon in voller Pracht in deutschen Landen, als sie langsam in die Heimat zurückkehrten. Ein schroffer Klimawechsel hätte Moorland gefährlich werden können und Ritas Zustand verlangte Schonung und Ruhe. Lange Stunden gingen der Heimkehr in das stolze Herrenhaus voraus, in dem sie ihre beiden holden Kinder verloren hatte. Eine frohe Hoffnung half sie ertragen; eine frohe Hoffnung, auf die die trüben Erinnerungen aber düstere Schatten werfen. Sie sollte wieder ein Kind haben, ein süßes, liebliches Kind, das sie mit ihrem Herzblut nähren und mit aller Kraft ihrer Seele lieben würde; sollte es ihr wieder genommen werden und sie ärmer und verzweifelter zurücklassen als vorher?

Beinahe schien es, als ob der Geist der jungen Frau sich wieder umnachten wollte; aber ihre Energie half ihr, die drohende Schwermut bekämpfen. Ein Hauptzug ihres Charakters war Pflichtgefühl; die Pflicht half ihr sich aufrichten, sich zu schonen und zu pflegen des Kindes wegen, das sie unter dem Herzen trug; was an ihr lag, sollte geschehen, ihm das Leben, die Gesundheit, eine sonnige Zukunft zu sichern.

Die Geburt des prächtigen Knaben, der spielend gedieh, schien der jungen Mutter erst die Vollendung ihrer Frauenschönheit zu geben. Sie hatte die Mitte der Zwanzig überschritten, ihre Gestalt begann sich zu runden; ihre zuweilen zu ernsten Züge verjüngten sich im Glücke. Dagegen schien es mit Moorland zurückzugehen. Die alten Schmerzen überfielen ihn wieder, trübe Ahnungen peinigten ihn, und Hand in Hand damit ging eine Energielosigkeit, die ihn verhinderte, die von den Aerzten angeratenen Schritte zu seiner Besserung zu tun. Auch die nagende Eifersucht kam wieder über ihn, wenn er sie in ihrer Frauenblüte so liebreizend und gesund dasitzen sah, den holden blondlockigen Knaben auf dem Schoß, mit ihm jauchzend und spielend. Wie der weiße Hals so zart und stolz aus der Spitzenkrause des Hauskleids aufstieg! Wie das flimmernde Blondhaar im Sonnenlichte bald rot, bald golden aufstrahlte, wie die nachtschwarzen Augen, die oft so ernst und kühl an ihm vorübergesehen hatten, um die Wette mit den vollen Lippen lachen konnten!

Stundenlang konnte er mit faktisch geröteten Wangen im Lehnstuhl sitzen, mit düsterem Blicke vor sich hinstierend, sich an ihrer Schönheit weidend und doch wieder von der verzehrenden aufreibenden Angst erfaßt, daß es nicht lange mehr mit ihm währen könnte, daß seine schwachen Kräfte bald aufgezehrt seien, daß er sie zurücklassen müsse, so berückend schön, so jung und so begehrenswert.

In herzlicher Teilnahme nahte sich Rita dann wohl dem Kranken, der hüstelnd und in sich zusammengekauert, kaum mehr seinem früheren Ich ähnlich sah, mit einem freundlichen Trosteswort, suchte seine Besorgnisse zu zerstreuen und beschwor ihn, endlich einmal Mut zu einem entscheidenden Schritte zu fassen. Gerne wolle sie mit ihm fortgehen in ein wärmeres Klima, da ihm die nordischen Nebel so zusetzten. Dann stieß er sie mit kränkendem Mißtrauen von sich — ob sie es nicht abwarten könne, bis er tot sei, ob sie die Krankheit durch die Reise beschleunigen wolle. Oder er witterte einen Grund, eine Absicht darunter. Sie wollte jemand treffen, jemand kennen lernen, sie habe eine Neigung zu einem anderen. Sein Argwohn machte nicht einmal vor dem Arzt, dem Geistlichen Halt; er machte ihr Vorwürfe über jeden Blick, jedes Wort, das sie ihnen gegönnt. Oder er konnte sie an sich reißen und sie küssen, küssen, daß sie zu ersticken vermeinte; sie mußte sich dann mühsam beherrschen, um keinen Abscheu vor diesen leidenschaftlichen Liebkosungen eines Kranken zu zeigen, der zum größten Teil durch eigene Schuld so geschwächt war, daß sein früher fast herkulischer Körper keine Widerstandskraft mehr hatte. Wohl machte sie sich Vorwürfe, daß sie seine Liebe so wenig erwidere; aber was war das auch für eine Liebe? Tyrannisch, launisch, selbstisch und nicht einmal treu . . . Eifersüchtig war Rita nicht; aber ein bitteres Gefühl verletzten Stolzes, demütigender Erniedrigung war in ihr aufgestanden, als sie bemerken mußte, daß der Mann, der jeden ihrer reinen Gedanken mit Mißtrauen verfolgte, selbst als Schwerkranker nicht von den Verirrungen seiner Jugend lassen konnte. Sie ertrug alles schweigend, weil sie sich bewußt war, ihm niemals eine rechte Liebe entgegengebracht zu haben, sie überbot sich an Geduld und Aufmerksamkeit; aber die beständigen Aufregungen verdarben ihr jede Lebensfreude, beeinträchtigten ihr Mutterglück.

Manchmal quälte er sie und sich selbst mit Aufzählung aller ihrer Verehrer und Bewerber aus der Mädchenzeit; was aus denen jetzt geworden? Einer war Rittmeister, der andere Landrat; die konnte sie nach seinem Tode ja heiraten; die würden sich wieder einstellen, denn sie war ja jetzt reich. Und schön und begehrenswert war sie auch noch! Dann würde sie vielleicht doch noch an ihn denken, den kranken Mann, dem sie ihre Jugend zum Opfer gebracht hatte. So ging es ins Unendliche. Jede Freundlichkeit, die ihr während der Reise erwiesen worden war, wurde unter die Lupe genommen; jeder bewundernde Blick, der sie traf, ihr zum Vorwurf gemacht. Ob sie denn mit den Liebeleien nicht warten könne, bis er unter der Erde sei.

Müde und gequält versicherte sie ihm, daß sie niemals wieder heiraten würde, wenn er vor ihr sterben sollte; er hatte nur ein spöttisches Lächeln dafür. Da schwor sie es ihm zu — nur um Ruhe zu haben. Seine Züge hellten sich auf. Wenn sie schwor — o! er mußte, sie war zu gewissenhaft, einen Schwur zu brechen — dann konnte er ruhig sterben, dann würde kein anderer besitzen, was er nicht mit sich ins Grab nehmen konnte. Und er ließ sie schwören, noch auf seinem Sterbebette ließ er sie schwören, daß sie niemals einem Anderen zugehören, niemals einen Anderen lieben werde. Sie schwor, was er verlangte. Wäre es nicht um ihren Knaben gewesen, sie hätte sich auch willig mit ihm begraben lassen, wie die Witwen der indischen Rajahs, nur Ruhe, nur Frieden — — —

Fortsetzung folgt.

Unsere Bilder.

— **Drei rheinische Musikdirektoren.** (Vergl. die Porträte Seite 170 und 171). Alljährlich zu Pfingsten findet abwechselnd in einer der Städte Aachen, Düsseldorf und Köln das Niederrheinische Musikfest statt. In diesem Jahre ist Aachen an der Reihe, wo Professor Eberhardt Schwickerath als städtischer Musikdirektor seit vielen Jahren wirkt. Eine Zeitlang war es ungewiß, ob der vorjährige Ausfall des Niederrheinischen Musikfestes (veranlaßt durch den Rücktritt des Düsseldorfer städtischen Musikdirektors Julius Buths und des solidarisch zu ihm haltenden Musikvereins-Chores) das Aufhören dieser Musikfeste der drei rheinischen Städte überhaupt nach sich ziehen würde. Die Krise ging aber vorüber, und so dürfte den Niederrheinischen Musikfesten — das diesjährige ist das 86. — wohl noch die Feier des Zentenariums in Aussicht stehen. In Köln werden die Musikfeste von General-Musikdirektor Fritz Steinbach, dem bekannten Brahms-spezialisten und früheren Dirigenten der Meininger Hofkapelle, geleitet, in Düsseldorf von Professor Karl Panzner, der hier seit dem 1. Mai ds. Js. als Nachfolger von Julius Buths wirkt. Es geht ihm ein großer Ruf als Orchesterdirigent voraus, den er sich als Dirigent der Panzner- (Blüthner)-konzerte und als Musikdirektor in Bremen erworben hat.

— **Das Ende des türkischen Despotismus.** (Siehe Bilder Seite 172). Die beiden Armeekorps der jungtürkischen Truppen, die sich mit sehr großem, taktischen Geschick nach dem Staatsstreiche Abdul Hamids wieder in den Besitz Konstantinopels gesetzt haben, verdanken die heutige Höhe ihrer Ausbildung und Schlagfertigkeit der reorganisatorischen Tätigkeit des deutschen Generalobersten von der Goltz, der vom Jahre 1883 an längere Jahre in der Türkei tätig war. Von der Goltz, der bereits 1877 in Deutschland für die zweijährige Dienstzeit eingetreten war und längere Zeit als Lehrer an der preußischen Kriegsakademie wirkte, ist auch der Verfasser vieler bedeutender militärischer Schriften, so des berühmten Buches „Das Volk in Waffen"; die jungtürkische Regierung hatte ihm übrigens nach Berliner Zeitungsnachrichten nach der Absetzung Abdul Hamids sogar das Großwezierat angeboten. Der neue Sultan Mahomed V., bisher Prinz Reschad, ist der gesetzmäßige Nachfolger Abdul Hamids, da nicht der Sohn des regierenden Sultans, sondern das älteste Mitglied des Herrscherhauses zur Thronfolge in der Türkei berufen ist. Prinz Reschad, ein Bruder des abgesetzten Sultans, mußte bis zu seiner im vorigen Jahre durch die Jungtürken erfolgten Befreiung als Gefangener leben; er gilt als ein kluger Mann, von einfachen Lebensformen. Mahmud Schefket Pascha, der bisherige Korpskommandeur in Saloniki, war während der militärischen Operationen gegen den Sultan Abdul Hamid der Generalissimus zu Lande und zu Wasser mit unumschränkter, diktatorischer Gewalt. Sein Vorrücken gegen die Hauptstadt und ihre Einnahme durch umfassenden Angriff von allen Seiten war nach dem Urteil militärischer Kreise eine strategische Meisterleistung. In kurzer Zeit gelang es ihm, äußerlich in Konstantinopel die Ruhe wieder herzustellen. Das untere Bild zeigt den Jildis-Kiosk, die bisherige Residenz Abdul Hamids, in der auch seine Gefangennahme erfolgte und seine Absetzung durch eine Abordnung der Nationalversammlung ihm mitgeteilt wurde. Auf der Abbildung sieht man rechts vom Palaste die Moschee, in der bisher alle Freitage der Selamlik stattfand, das heißt der Gottesdienst, den der Sultan als Kalif abhält.

Zur Unterhaltung.

— **Variante.** „Nun, wie ist Ihnen denn das Bad bekommen?" — „Gut. Das Moor hat seine Schuldigkeit getan und ich kann gehen!"

— **Sehr richtig.** Unteroffizier: „Was hat ein Soldat zu tun, der mit seinem Schatz am Arm einem Vorgesetzten begegnet?" — Rekrut: „Nichts." — Unteroffizier: „Was —?! Nichts?" — Rekrut: „Na ja, sonst würde er doch nicht spazieren gehen!"

Rätselecke.

Bezierbild.

Wo ist der Gärtner?

Buchstaben-Rätsel.

Mit „ern" nennt es der Städte Rand,
Mit „ren" ein Volk im fernen Land.

Gleichklang.

Als durch den finstern Wald wir x
Umgaben uns gar viele x.

Scherz-Rätsel.

Von den Propheten mein' ich einen,
Nicht von den großen, von den kleinen.
Nimmst du das letzte Zeichen fort,
So hast du mich. Wie heißt das Wort?

Rätsel.

Mein Rätselwort zwei Silben hat,
Es steckt in jedem Wagenrad;
Versehen noch mit einem Fuß,
Es manchen Vorrat bergen muß.

Rebus.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Worträtsel: Lorch, Chlor, Loch, Chor.
Rebus: Mutterwitz.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.